



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

††: Neupolitischer Katechismus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neupolitischer Katechismus.

Zur Einleitung die Definition einiger technischen Ausdrücke.

Friedrich Wilhelm IV. pflegte zu sagen, er liebe eine gesinnungsvolle Opposition. Unter Gesinnung versteht man den Vorrath von Vorstellungen, den man in einem gewissen Alter aufgespeichert hat. Den Inhalt derselben darf man nicht weiter motiviren, er ist der Discussion entzogen und ein Zweifel an demselben ist Sacrileg. Wessen Grundvorstellungen mit den meinigen ungefähr übereinkommen, von dem sage ich, er habe eine gute Gesinnung; wer dagegen Meinungen hegt, die mir nicht geläufig sind, der ist ein Uebelgesinnter. Eine gesinnungsvolle Opposition heißt also diejenige, die von currenten Ideen ausgeht und wer von diesen currenten Ideen nichts hält, der ist gesinnungslos. Das preussische Gesetz erlaubte eine „wohlmeinende,“ d. h. gesinnungsvolle Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten, bestrafte dagegen „frechen“ und „unehrerbietigen“ Tadel des Bestehenden mit so und so langem Gefängniß, bisweilen mit Verlust der schwarz- und weißen Nationalcocarde.

Der Unterschied zwischen wohlmeinendem und frechem Tadel läßt sich freilich mehr fühlen als beschreiben, wenigstens würde es schwer sein, ihn allgemein zu formuliren. Im einzelnen Falle geht es eher. Wenn z. B. Johann Jacoby sagte: „durch den einseitigen Entschluß des Königs wird das Recht des Volks an eine repräsentative Verfassung nicht aufgehoben,“ so war das frecher und unehrerbietiger Tadel der bestehenden Landesgesetze, und Jacoby war ein Uebelgesinnter, denn die officiële königlich preussische Gesinnung wurde durch solch brüskles Wesen verletzt. Wenn es dagegen hieß: „Wir sind unbedingt von dem Recht, der Redlichkeit und der Einsicht des Gouvernements überzeugt, wagen aber im eignen Interesse der Krone die Frage, ob es nicht edelmüthiger und zweckmäßiger wäre, die Ansprüche des Volks auf eine repräsentative Verfassung als ein Recht anzuerkennen,“ so war das eine wohlmeinende und gesinnungsvolle Opposition.

Die Opposition selbst hatte statt „gesinnungsvoll“ ein anderes Stichwort, das schon durch seine Derbheit den demokratischen Ursprung verrieth: „gesinnungstüchtig.“ Namentlich Königsberg wurde gern die „gesinnungstüchtige“ Stadt genannt, weil in ihr die Dogmen der Partei am massenhaftesten aufgespeichert waren.

Ihrem Inhalt nach hat sich nun freilich die offizielle Sprache geändert, die Form ist aber dieselbe geblieben. Wir haben eine neue Livrée angezogen, einen neuen Heiligen auf den Altar gestellt. Ban ban Caliban hat 'nen neuen Herrn, ist ein neuer Mann. Unser Souverän ist nicht mehr der König von Gottes Gnaden, sondern das absolute Volk, und es ist gesinnungslos, frech und unehrerbietig an der Souveränität desselben zu zweifeln. Eine wohlmeinende und gesinnungsvolle Opposition im Einzelnen läßt man allenfalls gelten: allenfalls sage ich, denn die Apostel des neuen Evangeliums sind wo möglich noch orthodoxer als die „hohen Diener“ der vorigen Herrschaft, zudem sind sie in ihrem Amt noch neu und allzugeneigt, eine jede Abweichung von der offiziellen Dogmatik in die Gesinnung zu schieben. Es geht ihnen wie den byzantinischen Theologen, die ihre Gesinnung so ins Detail katechisirt hatten, daß sie schon in der Veränderung von *ἁποστολικός* in *ἐπιποστολικός* einen frechen und unehrerbietigen Tadel der bestehenden Landesgesetze sahen und den gesinnungslosen Häretiker ohne Weiteres in die Flammen warfen.

Um also heuer gute Gesinnung von schlechter zu unterscheiden, müssen wir casuistisch zu Werke gehn. Sage ich z. B.: „Wir können Posen nicht freilassen, theils weil zu viele Deutsche darin sind, die nicht polnisch werden wollen, theils weil wir die Festung brauchen,“ so ist das gesinnungslos, denn zur Gesinnung gehört der unbedingte Glaube an Polens welthistorischen Beruf. Sage ich dagegen: „Wir wollen Posen freilassen, was auch die posener Deutschen dazu sagen,“ so ist das auch gesinnungslos, denn „Deutschland über Alles!“ steht auch im Katechismus. Wie soll ich es denn machen? Ich muß so sagen: „Ich will, daß Polen augenblicklich frei werde, und halte Jeden, der es nicht will, für einen feilen, gesinnungslosen Reactionär; ich will ferner, daß Deutschland keinen Fußbreit Landes abtrete und halte Jeden, der es anders meint, für einen Verräther . . .“, und nun kann ich fortfahren wie ich will, für oder wider die Herausgabe Posens, ich habe in jedem Fall meine Gesinnung nach beiden Seiten hin salvirt \*).

Es würde nicht schwer sein, für die einzelnen Fälle die Recepte aufzuzählen, durch welche man den Verdacht der Reaction vermeidet. Im Allgemeinen kommen sie darauf hinaus, daß man als unfehlbare Theorie vorschickt, was man praktisch bekämpfen will. Wer das thut, gehört zur gesinnungsvollen Opposition und jeder Biedermann wird ihm die Hand drücken, wenn auch die „Entschiedenen“ über Halbheit, Mangel an philosophischem Muth u. dergl. die Achsel zucken. Die „Entschiedenen“ ziehen unverdroffen die Consequenzen ihres Prinzips, also im Fall dasselbe einen innern Widerspruch enthält, haben sie die Naivität, mit gleicher

\*) Das österreichische Ministerium hat so eben in seiner Finanzvorlage eine derartige wohlmeinende Gesinnung ausgedrückt. Es erklärt zuerst theoretisch, sich der Einheit Deutschlands auch in seinen Zollgesetzen freubigst anschließen zu wollen, und setzt gleich darauf hinzu, das Tabaksmonopol behalte sich freilich die Regierung vor.

Entschiedenheit nach zwei Seiten auf einmal zu gehn. Um bei jenem Beispiel zu bleiben: die Halben, d. h. die Männer der gesinnungsvollen Opposition, werden die beiden Prinzipien von der Freiheit aller Völker, sonderlich der Polen, und von der Integrität des deutschen Reichs, zuerst theoretisch vorausschicken und sich dann durch irgend eine praktische Rücksicht für das eine oder das andere bestimmen lassen; die „Entschiedenen“ dagegen, die Apostel der unbefchränkten Vernunft, die jede praktische Schwierigkeit durch ein einfaches Decret heben, werden sich frischweg für beides zugleich entscheiden: Polen muß frei sein und Deutschland darf Nichts herausgeben. Weil die Wissenschaften der Geographie, Statistik u. s. w. gegen diese Art der Entscheidung unnütze Weitläufigkeiten erheben, so sind sie Erfindungen der Reaction, und die Regierung, die sich durch sie abhalten läßt, zugleich das eine und das andere zu thun, ist hochverrätherisch. Denn eben jene Schwierigkeiten leiten sich aus der Geschichte her, Geschichte selbst aber ist die fleischgewordne Reaction, eine Mumie vergangener Jahrhunderte u. s. w., und nur indem wir unbedingt mit ihr brechen, werden wir frei. Wenn wir ihre Resultate nicht unbedingt aufheben können — praktische Freiheit —, so sollen wir sie wenigstens ignoriren — theoretische Freiheit.

Diese theoretische Freiheit läßt sich systematisch abrunden und empfiehlt sich in der Form eines Katechismus dem Gedächtniß. Es ist aber an der Zeit, die Hauptartikel desselben zusammenzustellen, damit man sich hüte, dagegen zu verstoßen und in den Geruch reactionärer Gesinnung zu kommen.

Der Katechismus der zeitgemäßen Freiheit enthält drei Kapitel:

- I. Von der Volkssouveränität.
- II. Von der Gleichheit aller Menschen.
- III. Von der Einheit und Untheilbarkeit des gesammten Menschengeschlechts.

Mit der ehrfürchtvollen Scheu, mit welcher die alten Scholastiker an die Geheimnisse des christlichen Glaubens gingen, nicht um sie aufzulösen, sondern um das Eigenthum des Glaubens auch dem Verstande genehm zu machen, mit der Andacht, mit welcher Luther das: „Was ist das?“ zu den 10 Geboten und dem übrigen Glaubensapparat hinzufügte, unternehmen wir die Specialisirung und nähere Begründung dieser Dogmen, die um so unumstößlicher sind, je weniger man sich dabei denkt. Man erinnere sich an den süßen Schauer, welcher die Frankfurter Versammlung erfaßte, als der Präsident, der doch einen gelinden, ganz gelinden Anstrich von reactionärem Wesen nicht verleugnen konnte, dieses große Prinzip proclamirte. Nicht um diesen Schauer — der Menschheit letztes Theil — abzustreifen, sondern um uns ihm mit gutem Gewissen überlassen zu können, gehen wir an den ersten Artikel:

## I. Volkssouveränität.

Was heißt Souveränität? und was heißt Volk?

Die Souveränität ist ein Begriff der neuen Zeit — das Wort ist mittelalterlich, aber damals hatte es eine andere Bedeutung. Wenn ich gewisse Dienstpflichten schuldete, der war mein Souverain, dieser konnte wieder einen andern haben und so fort, es war überall nur ein relatives Verhältniß, kein absolutes. Zudem war noch immer die Kirche da, die von Zeit zu Zeit auch den mächtigsten Souverän fühlen ließ, daß da droben noch Einer sei, dem er schon hienieden auf eine zuweilen höchst verdrießliche Weise Rechenschaft abzulegen habe. Die Reformation hob diese Beschränkung auf, sie gab der „Obrigkeit“ das Schwert in die Hände, im Namen Gottes die Welt in Ordnung zu halten. Dem lieben Gott war daran gelegen, daß Gerechtigkeit auf Erden gehandhabt werde, und zu diesem Zweck hatte er die Obrigkeit eingesetzt und ihr Gewalt gegeben; sie war sein Amtmann, nur ihm verantwortlich, nicht den Unterthanen. Der eigentliche Souverän war der Vater im Himmel, aber das Verhältniß seiner Stellvertreter zu ihm war eine Privatsache, auf Erden war officiell die Obrigkeit die letzte Instanz. Die Menschen waren nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Reiches Gottes willen in dieses Jammerthal gesetzt. Diese Gerechtigkeit Gottes machte Galgen, Gefängnisse, Staupbesen u. dgl. nöthig, und um diese zu arrangiren, bedurfte es einer Obrigkeit. So faßte Heinrich VIII. die Sache auf, der einzige Fürst, der nach dieser Seite hin die Prinzipien der Reformation consequent durchbildete.

Aber es lag zugleich in der Reformation etwas Auffässiges: die Freiheit der Gewissen. Der Unterthan mußte sich zwar von seiner von Gott eingesetzten Obrigkeit schinden, hängen, an den Pranger stellen lassen u. s. w., er durfte ihr keinen Widerstand entgegensetzen, aber folgen durfte er ihr auch nur so weit, als es sein Gewissen erlaubte. Die passive Unterthänigkeit hatte die Reformation auf die Spitze getrieben, aber gegen die Activität des Herrendienstes legte sie sehr eifrig Protest ein.

Die alte Kirche fand sich veranlaßt, ihrerseits mit den Mächtigen der Erde zu verhandeln, um sich gegen die Neuerer zu sichern. Da sie nun auch die Macht über die Gewissen hatte, so wollte es von ihrer Seite viel mehr sagen, wenn sie den Königen eine ähnliche Souveränität zusprach, wie sie in der Theorie des Protestantismus begründet war. Der Souverän war aber nicht mehr bloß der Popanz, mit dem man die Kinder zu Bett jagt, sondern der Urquell alles Guten und Edlen, zu dem man mit Andacht und Sehnsucht hinausblickte. In katholischen Ländern — namentlich Frankreich und Spanien — ist die Souveränität des Königs und damit der absolute Staat zu seinem Recht gekommen. Sie fand in Ludwig XIV. ihren reinsten Ausdruck.

Wenn Ludwig die Einwendung der Parlamentsräthe, die Staatsrückfichten u. dgl. dem absoluten Willen des Souveräns entgegensezen wollten, mit dem berühmten Ausspruch zurückwies: der Staat bin Ich! so hatte das einen doppelten Sinn. Einmal waren die alten „Staaten“, d. h. die Municipien, der Adel und die Parlamente in ihrer Selbstständigkeit durch die früheren Machthaber gebrochen: sie hatten keinen Werth mehr in sich selbst. Sodann floß alle die sittliche Macht, die sich früher an diese Institutionen geheftet hatte, alle Ehre, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, in der Person des Monarchen zusammen. Man fürchtete ihn nicht nur als den Stärkeren, man glaubte an ihn: darum war er in Wahrheit absolut. Das Recht, die Religion, sie hatten keinen unbedingten Inhalt, sie lagen in der besseren Einsicht oder in der Stimmung des Fürsten. Wie löst Molière in seinem Tartuffe den sittlichen Conflict? Ein guter Mann hat einem Gauner sein Vermögen verschrieben; rechtlich ist das nicht aufzuheben, aber wie hilft sich der Dichter? Ein Polizeibeamter tritt auf und erklärt: Wir haben einen König, dessen Adlerblick in die Tiefen der Herzen dringt; er hat erkannt, daß Du, Tartuffe, ein Galgenvogel bist, Du dagegen, Orgon, ein gutmüthiger Schwachkopf, der in der besten Absicht den Ruin seiner braven Familie herbeiführen würde, das geht nicht; kraft seiner absoluten Machtvollkommenheit hebt er also ein Rechtsverhältniß auf, die böse Gesinnung wird bestraft, die gute belohnt. So machte sich's der Katholicismus leichter, als der protestantische Dichter, dem, wie im Kaufmann von Venedig, das Recht als ein Absolutes gilt; die Sophistik der besseren Einsicht kann es zwar durch seine eignen Widersprüche widerlegen, aber es nicht äußerlich brechen. So wie das Recht, so wird auch der gute Geschmack von Hof aus regulirt; in der Academie, einem höfischen Institut, wird decretirt, was schön ist und anständig, man kann liederlich sein, aber die Etiquette darf man nicht verletzen. Der König hat keine Haare und muß daher eine Perücke tragen; augenblicklich gehört es zum guten Geschmack, mit fremden Haaren zu gehen, der Adel macht es dem König nach, das Volk dem Adel. Die Ehre besteht im Herrendienst. Nur die vornehmste Dame hat das Recht, dem gesalbten Monarchen das Hemd auszuziehen, ihm die Pantoffeln zu reichen, nur der höchste Rang berechtigt dazu, am Bediententischen des Fürsten zu tafeln. Auch die Religion hat ihr sichtbares Oberhaupt am Thron; hat der Fürst eine liederliche Maitresse, so wird Hof, Adel und Volk frivol; steckt er sein Gewissen in den Strickbeutel einer Bigotten, so strömt Alles in die Kirche, um sich von Bossuet erbauen zu lassen, oder in's Feld, um die gesinnungslosen Keger, die frechen und unehrerbietigen Rebellen gegen das höchste Ansehen des Königs, mit Dragonaden zu befehren.

Die Souverainität, d. h. die Idee der Staatseinheit, der Centralisation und Uniformität — erhebt sich auf den Trümmern der historischen, individuellen Rechtsverhältnisse, die das Wesen des mittelalterlichen Staats ausgemacht hatten. Sie

war in ihrem Recht, denn die Geschichte hat gegen Trümmer keine Schonung zu beobachten. Sie leidet aber zugleich in ihrer ersten Erscheinung an einem inneren Widerspruch, der zu einer weiteren Entwicklung führt — aus dem naiven Absolutismus zum aufgeklärten Despotismus.

Die reine Willkür, ohne einen zusammenhängenden Zweck, hat von der Freiheit und Souveränität nur die Form. Die souveränen Stimmungen, Launen und Capricen werden äußerlich hervorgebracht; Maitreffen, Kammerdiener und ähnliches Volk hat mehr mit dem Regiment zu thun, als die Person des Souveräns selbst. Um eine feste Realität zu gewinnen, muß sich das Streben des Souveräns an einen festen Gegenstand klammern. Dieser Gegenstand ist der Staat — freilich nach dem Satz *l'état c'est moi* nur das Eigenthum des Fürsten, aber doch nicht mehr bloß die Willkür seiner Persönlichkeit; es ist ein zweites Ich, das man von dem eigentlichen Ich gewissermaßen ablösen kann und das ein respectableres Ansehen hat, als die launenhafte Person, wie das Fichte'sche absolute Ich dem partikularen controllirend zur Seite tritt. Der Staat ist ein Fideicommiß und wenn der Fürst ein redlicher Verwalter ist, so wird er seine ganze Souveränität daran setzen, sein Gut zu heben. Die Hauptkraft des Gutes liegt in seinen Bewohnern, den Unterthanen des Souveräns, dem Volke, und so konnte Friedrich der Große, der Erfinder des liberalen Absolutismus, mit einem gewissen Recht sagen, der Fürst sei der Beamte seines Volks; das Volk ist hier nicht als letzter Zweck gebraucht, sondern als Mittel für den Staat, der Staat als der eigentliche Inhalt des souveränen Fürsten. Es liegt dem Staate daran, das Volk so zufrieden, so reich, so stark, so kultivirt zu sehen, als irgend möglich, denn um so besser kann er es nutzen.

Es wurde damals, namentlich in Deutschland, gebräuchlich, daß die Fürsten besser wußten, was dem Volke fromme, als dieses selber; sie hatten sich an der französischen Aufklärung gehoben, das Volk war zurückgeblieben. Darum war in dem Sage: Alles für das Volk, Nichts durch das Volk, kein Widerspruch, denn das Volk hätte seine Sachen schlechter besorgt, als sein aufgeklärter Souverän. Zudem war der Souverän nicht eine einzeln stehende Person; er hatte seine Beamten, die durch Wissenschaft und Erfahrung geschult waren, die in den Traditionen der alten Politik fortlebten und der etwaigen Willkür des Fürsten die Nothwendigkeit der Staatsrückichten entgegensetzten. Sie opponirten dem Souverän im Namen des wahren Souveräns. Bekanntlich war in Preußen die Titulatur der Kammer wie der Regierung: „Er. Majestät der König.“ Friedrich verfehlte nicht, daran seinen Witiz zu üben, er schrieb zuweilen seiner Regierung: „Se. Majestät lassen Er. Majestät sagen, sie solle u. s. w.“, aber im Allgemeinen band er sich an den amtlichen Verstand seiner Administration und achtete seine eigenen Gesetze, denn er wußte wohl, daß die Willkürherrschaft nur eine scheinbare sei. Der Müller, dem er seine Mühle nehmen wollte, durfte ihm mit dem Kammergericht

drohen, obgleich es nichts war als ein Gericht des Königs; Friedrich fand einen geheimen Kitzel darin, durch seinen eigenen, in den Collegien organisirten Verstand in seiner Willkür corrigirt zu werden.

Anders wurde es gegen das Ende des Friedrich'schen Zeitalters, als der absolute Staat es mit dem „Wohl des Volkes“ ernst nahm, es sich zur Herzenssache machte und ohne die Freiheit der Ironie, mit der Friedrich sein Verhältniß aufgefaßt hatte, ganz ernstlich die Vollkommenheit des Menschengeschlechts, wie sie in seiner besseren Einsicht war, zum Ziel seiner souveränen Macht setzte. Der Illuminatismus, die Idee eines besseren Seins, auf Erden einzurichten, setzte sich in den Köpfen der Fürsten fest und der absolute Staat wurde revolutionär gegen das Bestehende. Wir finden zugleich Kaiser Joseph und das liberale Ministerium Ludwig's XVI. im systematischen Kampfe gegen die Irrationalität der bestehenden Verhältnisse. Gegen beide erhebt sich der Eigensinn des „Volks“. In Frankreich wissen die privilegierten Klassen des Mittelalters, denen eigentlich der Angriff galt, dem aufgeklärten Despotismus, der ihnen über den Kopf wuchs, nichts Besseres entgegenzusetzen, als daß sie jenen Eigensinn des Volkes organisiren, ohne zu ahnen, daß sie damit den gefährlichsten Feind ihrer eigenen Sache heraufbeschwören. Die Parlamente, das Organ des Mittelalters, appelliren an die letzte Instanz, das Volk, sie glauben in ihm noch den gehorsamen Unterthan zu sehen; wie der Geist aber einmal umgeht, vermögen sie ihn nicht wieder zu bannen: die Reichsstände, der Form nach der Ausdruck des Feudalstaats, werden zur Constituante, d. h. sie brechen radical mit der Geschichte; die Einsicht des „Volks“ findet ihren Ausdruck in den Repräsentanten und dieser Körper wird nun der Träger der Souveränität. Der Kampf des aufgeklärten Despotismus gegen den Rechtsstaat hat beide unterwühlt, und die Macht fällt in die Hände einer republikanischen Gesellschaft, die zwar Vollmachten von ihren Committenten, dem Volk, mitbringt, sich aber an diese nur so viel bindet, als die Umstände es nöthig machen.

In ihrer weiteren Dialektik führte diese neue Souveränität, die ursprünglich nur die Fiction der ersten Wahl seiner Repräsentanten ließ, zur Aufregung der Massen, zur Aufhebung alles gesetzlichen Zustands, zur Pöbelherrschaft, zum militärischen Despotismus, — endlich zu einem scheinbaren Vertrag der verschiedenen kämpfenden Mächte, der aber seit der Zeit schon dreimal eine neue Revolution, d. h. ein gewaltsames Brechen mit der Vergangenheit nothwendig gemacht hat.

Die Theorie ist aber bei der Constituante von 1789 stehen geblieben. Das Volk ist der Souverän und übt seine Souveränität durch Beamte (Repräsentanten) aus, deren Verantwortlichkeit formell nur in der Nothwendigkeit der Wiederwahl liegt, materiell aber in der Furcht vor den Fäusten der letzten Instanz.

In dieser Theorie liegen zwei Voraussetzungen: das Recht der Revolution und das Recht der Majoritäten. Das Volk tritt als Souverän auf theils in

der Gemeute, wo die Hände gewogen, theils in der legislativen Versammlung, wo sie gezählt werden.

Denn die Souveränität des Volkes geht ganz von derselben Anschauung aus, die das absolute Königthum und den aufgeklärten Despotismus hervorrief: die Staatseinheit, die Centralisation und Uniformität gegen die Particularitäten der Geschichte. Ein Recht, Eine Verwaltung, Ein Staat, hervorgegangen aus dem freien Bewußtsein des Volks, nicht mehr die Abhängigkeit von den gegebenen Rechtsformen. Beide Voraussetzungen verdienen eine genauere Erwägung.

Was heißt zunächst das Recht der Revolution? Ein Recht, um dessen Anerkennung namentlich die gegenwärtige Berliner Versammlung, in Ermangelung besserer Beschäftigung, sich eifrig zu thun machte.

Die Revolution entspringt aus dem Gefühl einer Macht, die sich nicht gesetzliche Geltung verschaffen kann. Wenn die herrschende Gewalt sich abschließt, also die Kräfte, die außer ihr stehen, zurückweist und eben in Folge dessen nur noch dem Namen nach, nicht in der Sache, die Staatsgewalt ist, so wird, bei eintretender Gelegenheit, eine Erschütterung unvermeidlich.

Das Recht des Aufstandes liegt in der Unmöglichkeit, seine Kraft gesetzlich zur Geltung zu bringen. Eine Regierung, welche der Einsicht und dem Willen der übrigen Stände allen Rechtsboden entzieht — die Freiheit der parlamentarischen Discussion und der Discussion durch die Schrift — hat es sich selber zuzuschreiben, wenn die rohe Gewalt ihr gegenüber tritt. So weit und nicht weiter geht das Recht der Revolution. Ein ungeduldiges Streben, der Einfachheit wegen, den kürzern ungesetzlichen Weg zu wählen, während der gesetzliche offen steht, führt nie zur Freiheit, sondern erst zur Anarchie, dann zur Restauration. Der 10. August 1792, die Julitage von 1830 und die Februaremeute dieses Jahres sind Zeugen dafür.

Die preussische Regierung, im Glauben an ihre bessere Einsicht und an ihre göttliche Mission, verschloß dem Volke den gesetzlichen Weg; daß deshalb die Gewalt dem Rechte Nachdruck verschaffen mußte, war beklagenswerth, aber natürlich. Nachdem nun durch Gewalt die Regierung gezwungen war, den Rechtsboden zum Schlachtfeld herzugeben, theilte sich die Opposition. Die bisher sogenannten Liberalen nahmen den gesetzlichen Fortschritt ernst, die Radikalen geberdeten sich als Eroberer, denen der Feind sich auf Gnade und Ungnade ergeben habe. Die Barrikade war nun nicht mehr ihr letztes, sondern ihr erstes Argument und das *Vae victis!* des gallischen Siegers ihr Feldgeschrei.

Die Argumentation dieser specifischen Revolutionärs lautete so: „Die neue Regierung ist durch unsern Sieg an den Barrikaden eingesetzt; nun regiert sie aber mit den alten Beamten, unsern Feinden, mit den alten Offizieren, gleichfalls unsern Feinden, weiter fort; sie gibt uns, den Siegern, kein Recht am Staate; sie begehrt also Rath an der Revolution, der sie ihr Dasein verdankt, und uns, den

Siegern, bleibt nichts anders übrig, als unsere Macht durch einen zweiten Sieg, eine neue Schlacht gegen die Reaction der Gefeslichkeit zu bethätigen."

Es ist ein Irrthum, der sich bei allen Verschwörern, allen Emeutiers vorfindet. Sie überschätzen ihren Sieg, sie überschätzen ihre Macht; weil sie sich auf Barrikaden verstehen, glauben sie auch den Staat regieren zu können. Aber der Barrikadenkämpfer wird immer nur für Augenblicke der Anarchie das Ruder des Staats in die Hände bekommen, denn die wahre Macht liegt nicht in den Fäusten, sondern in der Einsicht. Wenn die neue Regierung den Staat wahrhaft erneuen will, so darf sie nicht darauf Anspruch machen, Rache zu nehmen an früherer Gefinnung; die Republik, die alle Staatsmänner des ancien régime ausschließt, würde bald banquerout machen.

„La force c'est la loi!“ d. h. die Souveränität des Volkes liegt in seinen Fäusten. Aber gerade der bessere Theil des Volkes wird es überdrüssig werden, sich fortwährend auf die Fäuste zu berufen; zudem wird die bewaffnete Bourgeoisie dem „Volk“ bald eben so lästig fallen, als die Polizei des aufgeklärten Despotismus. Den Männern der Revolution bleibt also gegen die „verthierten Söldlinge“ des ancien régime Nichts übrig, als die Proletarier der Hauptstadt zu ihren Prätorianern zu machen. Es gibt dann zwei Eventualitäten. Entweder organisiert sich der Pöbel zu einem wirklichen Corps von Prätorianern und dann wird er auf die Länge nicht den „tugendhaften“ Männern gehorchen, die nur zum Wohl des Volkes Guillotinen aufrichten, sondern einem Cäsar oder Catilina, die ihm Genüsse schaffen oder die ihm scharf den Stachel zu kosten geben, oder, was das Natürlichere ist, der neue Staat organisiert seine Kräfte gegen das Ausland — dazu sich herzugeben sind jene Prätorianer in der Regel zu bequem — und der glückliche Feldherr kehrt zurück, um den Helden der Barrikaden ihren Wahlspruch: la force c'est la loi! in die Zähne zu schleudern und im Namen und zum Frommen des souveränen Volkes, das sich nach Ruhe sehnt, eine militärische Diktatur einzuführen. In Paris ist es in einem Vierteljahr dahin gekommen.

Abgesehen von der Verkehrtheit, ein vollständiges Abbrechen mit der Vergangenheit für wünschenswerth zu halten — weil aus dem Nichts, aus dem Chaos, nie eine neue Schöpfung hervorgeht — ist es auch ein Irrthum, an die Möglichkeit eines solchen Abbrechens zu glauben. Nicht einmal die Ansiedler in den Urwäldern von Amerika fanden eine tabula rasa vor, auf der sie einen neuen Staat hätten aufrichten können; dort begegnete ihnen die locale Nothwendigkeit und mit sich führten sie die sittliche Bestimmtheit ihres bisherigen geschichtlichen Lebens. Ebenso ist es mit der Revolution. Ich möchte sie einem Gewitter vergleichen: es zündet Bäume und Häuser an, verwüstet die Saaten, reinigt die Luft — aber wie es vorüber ist, tritt die alte Natur wieder hervor. Ein schärferer Contrast läßt sich nicht denken, als zwischen den Sitten der terroristischen Periode und der Frivolität der Voltair'schen Zeit; und kaum war das Haupt des

Hohenpriesters der Tugend am 9. Thermidor gefallen, als die alte Lieberlichkeit, der alte Luxus, der alte Egoismus wieder hervortraten. Es bedurfte keines Napoleons, die Restauration der Sitten herbeizuführen, er gab ihr nur die angemessene politische Form.

Nicht einmal das äußerliche Räderwerk des alten Staats kann völlig gebrochen werden; ein Beamter tritt an die Stelle des andern, aber die Voraussetzungen bleiben, selbst die Geschäftsroutine ist nicht zu umgehen. Die französische Polizei hat alle Revolutionen überlebt, sie hat allen gedient.

Die Revolution ist eine Erscheinung der Natur; die Geschichte darf mit einer Kraft, die über ihr steht, nicht schulmeisterlich rechten. Aber jeden Einzelnen zieht sie vor ihren Richterstuhl und ihre Verdammung trifft Jeden, der in ehrgeiziger Verblendung die Revolution, die nur dann heilsam wirkt, wenn sie schnell vorübergeht wie ein Gewitter, zu einem permanenten Zustand, zu einem künstlichen Fieberkrampf verlängert. Die Schöpfung eines Staats aus dem Begriff heraus ist am wenigsten möglich in einem Zustand der Trunkenheit, der um so krankhafter ist, je vollkommener der Betrunkene sich selber in seiner Exaltation vorkommt. Dem wilden Rausch folgt nicht nur Erwachen, sondern auch Katzenjammer.

Bei sehr Vielen, die für eine Permanenzerklärung der Revolution schwärmen, ist es nicht Bösartigkeit, nicht bloß der knabenhafte Trieb nach einer Aufregung, woher sie auch kommen möge, sondern die Ungeduld, Alles auf einmal abzumachen. In einem Augenblicke soll geschehen, was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt. Sie halten das gewaltsamste Mittel für das schnellste, sie rufen zur Herstellung der Einheit einen allgemeinen Krieg hervor. Marat, der consequenteste dieser Art, wollte die halbe Generation ausrotten, um Raum für die neuen Schöpfungen zu haben. Wenn man von dem unmittelbaren, absoluten Wissen des Guten ausgeht, so ist eine solche Brutalität leicht erklärlich — bei einem Innocenz wie bei einem Jacobiner. Es ist nichts als der aufgeklärte Despotismus in seiner reinsten, also rohesten Form, ungemischt mit den Rücksichten, die eine Erziehung zum Herrschen auch dem leidenschaftlichsten Gemüth auferlegt.

Es gibt neben diesen Fanatikern der unfehlbaren Tugend eine andere Partei der reinen Demokratie, die man die resignirte nennen kann. Da das Volk doch nicht Einen Willen hat, so wird diese Einheit des Willens künstlich hervorgebracht: das Volk besteht aus einer gewissen Anzahl von Individuen und was die Majorität derselben will, ist der Wille des Volks. Sie sind ehrlicher in ihrer Theorie, als jene Freiheitsapostel, die das „Volk“ nur sprechen lassen, was sie selber wollen und die jeden andern Willensausdruck mit Kartätschen und mit Guillotinen widerlegen; sie sind eben so befangen in der Idee der Uniformität. Auch der Unsinn, den die Majorität will, soll gelten, auch dem unvernünftigen Gesetz, das von einer größern Kopfzahl gegeben ist, soll die vernünftige Minderheit sich fügen.

Sie übersehen dabei die Schwierigkeit, die augenblickliche Stimmung der Majorität von ihrem wahren, vernünftigen Willen gesetzlich zu unterscheiden; die Schwierigkeit, den Umfang, den die Volks- oder Staatseinheit einnehmen soll, zu constatiren (wie man z. B. bei unsern deutschen Verhältnissen nicht weiß, ob die Nation oder der Staat die Einheit motiviren soll); endlich die Schwierigkeit, die zu einer Ansicht berechtigten Individuen von den unberechtigten zu unterscheiden und die Majorität derselben zu einem gesetzlichen Ausdruck zu bringen.

Die breiteste demokratische Grundlage wäre freilich, wenn sämtliche Individuen, die im Staate leben, ihre Stimme abgäben. Bei den Säuglingen indessen verbietet sich das von selbst und gegen die Berechtigung der ersten Knabenjahre werden selbst die entschiedensten Demokraten einige Einwendungen zu machen haben. So wird denn doch wenigstens eine gewisse Altersgrenze der gleichen Berechtigung gesteckt werden müssen und bei aller Gewissenhaftigkeit dabei eine gewisse Willkür nicht zu vermeiden sein; man wird immer fragen, wenn der 20jährige Jüngling sich des Stimmrechts erfreuen soll, warum nicht auch der 19jährige? u. s. w. Die Frauen werden die „Entschiedenen“ wohl auch emancipiren wollen und ich wüßte in der That nicht, warum ein großer Theil des schönen Geschlechts nicht eben so gut über Staatsangelegenheiten mitsprechen sollte, als andere Glieder des souveränen Volks, Gekkensteher, Bediente u. s. w. Daß die aristokratische Kunstfertigkeit des Lesens und Schreibens hier kein Maß geben kann, haben die preussischen und österreichischen Wahlen gezeigt, die eine nicht geringe Zahl solcher primitiven Naturen sogar in den verfassungsvereinbarenden Reichstag geschickt haben. Die neueste Formel ist die Berechtigung aller „selbstständigen“ Männer; ein Begriff, der nur den Blödsinn ausschließt. Da nun in dieser breiten Grundlage Niemand läugnen wird, daß mehr Leute ohne alle Einsicht und ohne allen Verstand in Staatsfachen vorhanden sein werden, als verständige Männer, so würde, falls die Idee der Demokratie, die unbedingte Herrschaft der Majorität verwirklicht werden könnte, jedesmal die Entscheidung dem Unverstand anheimfallen und so die erste Tugend des Republikaners, die Selbstverläugnung, auf das lebhafteste und ausdauerndste geübt werden können. Doch macht der Modus, diese Majorität zu constatiren, neue Schwierigkeiten.

Am einfachsten machte es der Verfassungsentwurf des Nationalconvents. Jede politische Frage sollte an sämtliche Gemeinden des Staats versandt, überall die Zahl derer, die mit Ja oder Nein stimmten, constatirt und dann durch Addition sämtlicher Stimmen eine absolute Majorität erzielt werden. Ich muß dazu bemerken, daß selbst in dieser Form die Herrschaft der Majorität nicht rein war, denn es kommt doch auch auf die Fragestellung an und consequenterweise müßte über diese vorher gleichfalls das souveräne Volk consultirt werden. Das würde den Geschäftsgang einigermaßen verzögern, allein auch dann wäre noch nicht alles Bedenken gehoben. Es kommt nämlich sehr auf den Moment an, in dem manchem

Bruder Michel die Frage vorgelegt wird, ob er betrunken ist oder nüchtern, ob er eben seine Frau geprügelt hat, oder von ihr geprügelt worden ist u. s. w. Man kann sich wenigstens lebhaft vorstellen, mit welchem Gesicht einer dieser Souveräne den Regierungscommissär ansehen würde, der ihn plötzlich aus dem Rausche weckt und fragt, ob im Staate Schutz- oder Differentialzölle eingeführt werden sollen, ob der Zollausschlag auf Garn erhöht oder vermindert werden soll?

Wenn also diese Demokratie vom reinsten Wasser, die in einem kleinen Freistaat wie Athen wohl angemessen war, wo jeder Bürger Zeit genug hatte, in allen Staatsangelegenheiten zu Hause zu sein, weil er die eigentliche Arbeit seinen Sklaven überließ, in einem Reich von weitem Umfang, verschiedenartiger Bildung und Beschäftigung durchgeführt werden sollte, so würde sie zwar recht ergögliche, aber nicht eben heilsame Resultate herausstellen. Es würde in diesem Fall kein erheblicher Schaden sein, auch die „Unselbstständigen“ zum Staat zu ziehen, denn der bescheidene Blödsinn würde mit demselben Erfolg votiren, als der lederhofsige Biedermann über Dinge, von denen er bisher noch nie den Namen gehört, und für Säuglinge ließe sich wohl ein symbolischer Modus der Abstimmung finden, indem man auf die Art des Schreiens Rücksicht nimmt.

Die echte Demokratie — die Idee der Selbstregierung — verlangt Theilung des Staats in selbstständige kleine Kreise und die Organisation der Einzelnen durch dieselben, denn wir können nur über das uns vernünftig entscheiden, was uns geläufig ist; die Idee der Centralisation dagegen hebt die Demokratie auf und macht bei dem Anschein demokratischer Formen die Herrschaft der Unvernunft, die bei dem Despotismus nur wahrscheinlich ist, zur Nothwendigkeit.

Um diese Uebelstände zu vermeiden, hat man das Repräsentativsystem eingeführt. Da über jene Fragen — Schutzzölle u. s. w. — nicht jedes Individuum im heiligen römischen Reich ein gleich gesundes Urtheil haben kann, so wird es veranlaßt, seine Souveränität auf Zeit zu verpachten. Es wählt den Mann, der ihm imponirt, zu seinem Repräsentanten und überläßt diesem seine Rechte auszuüben.

Ein Repräsentativsystem wird um so gesunder sein, je mehr die Wahlgemeine ein selbstständiges Ganze bildet, je mehr der Repräsentant der wirkliche Vertreter von dem Verstand und dem Willen nicht seiner sämtlichen Committenten, — denn dann würde in der Regel als mittlere Proportionale ein sehr bescheidenes Maß geistiger Capacität herauskommen, — sondern seiner Gemeinde, d. h. des kleinen autonomen Staats ist, dem er angehört. Dieser kleine Staat verwaltet seine inneren Angelegenheiten, soweit sie mit dem Ganzen nicht collidiren, mit absoluter Autonomie, — er kann es, denn in diesen kleinen Verhältnissen kann jeder Einzelne zu Hause sein und muß es sein, wenn er überall theilhaftig wird — und sendet zur Ausgleichung der verschiedenen Interessen, in die Congressstadt einen Vertreter, der keine andere Aufgabe hat, als das Interesse seiner Gemeinde in den öffentlichen Angelegenheiten wahrzunehmen. Deshalb darf er gar nicht egoi-

fisch sich dem Gemeinwohl entgegensetzen, denn das wahre Interesse seiner Gemeinde wird mit dem wahren Interesse des Ganzen Hand in Hand gehen. Jene Fiction dagegen, der Deputirte sei nicht Deputirter seiner Committenten, — was bei der Begrenzung der Deputationen nach der abstracten Kopfszahl ohne organische Gliederung, wie wir sie den Amerikanern abgelernt haben, freilich seine Schwierigkeiten hat, — sondern der Deputirte der gesammten Nation, ist schädlich, weil es, eben als Fiction, die Sachlage verwirrt. Ob mein Repräsentant meine Interessen wahrnehmen wird, darüber kann ich mir ein Urtheil bilden, ob er aber die Gesinnung und die Kenntnisse hat, in den allgemeinen Staatsangelegenheiten ein vernünftiges und gewissenhaftes Votum abzugeben, darüber habe ich kein Urtheil, wenn ich über jene Angelegenheiten selber keine Kenntnisse habe. Das Volk wählt, wer ihm imponirt durch hübsche Figur, Redegabe, Reichthum u. dgl., aber der wahre, vernünftige Wille der Gesellschaft wird durch eine solche Repräsentation nicht ermittelt.

Das widerlichste Bild einer unorganischen Conglomeration bietet der gegenwärtige österreichische Reichstag. In Berlin verstehen doch die meisten Deputirten deutsch, wenn auch schlecht, aber in Wien müßte jede Rede erst in ein Paar Sprachen verdolmetscht werden, ehe der Reichstag weiß, wovon die Rede ist. Um so unparteiischer wird freilich die Abstimmung ausfallen, wenn man durch die schönen Worte der ehrenwerthen Deputirten sich nicht bestechen läßt.

Von der Schwierigkeit, die Einheit des „Volks“ äußerlich zu umgrenzen, habe ich noch gar nicht gesprochen. In Deutschland sieht sie fast unübersteiglich aus. Eine natürliche Staatseinheit ist nicht vorhanden, eine Einheit der Nationalität eben so wenig. So kommt es eben auf die Reichseinheit heraus, die sich historisch an die Person des römischen Kaisers knüpfte, und die nun plötzlich in eine republikanische Einheit, eine Einheit des Gemeinwesens, verwandelt werden soll.

Man erlaube mir eine Zwischenbemerkung. Ich will hier über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des modernen Repräsentativsystems, des constitutionellen oder republikanischen Centralstaats kein Urtheil fällen: ich kämpfe nur gegen die Theorie, auf die man ihn gründen will. Diese Theorie ist eine Lüge. Ob es in anderer Beziehung zweckmäßig ist, sämmtlichen Staatsangehörigen diesen Schein der Betheiligung an Staatsangelegenheiten zu geben, denn mehr ist es nicht, so lange sie von jenen Angelegenheiten nichts verstehen, das bleibt dahingestellt. Wenn man aber behauptet, daß durch solche Urwahlen in den Centralstaaten für jede einzelne Frage von politischer und staatsökonomischer Wichtigkeit der wahre Wille des Volks und eine gesunde, vernünftige Entscheidung vermittelt werde, so ist das wenigstens formell eine Illusion, wenn es sich auch zufällig so herausstellte, wie ja eben so zufällig auch der aufgeklärte Despotismus das wahre Interesse des Volks und selbst seine wahre Meinung vertreten kann. Worin eigentlich der Werth des constitutionellen Systems liegt, davon ein andermal. Hier nur

soviel: es ist ein wesentliches Moment der politischen Entwicklung, eine Schule, wenn man es so nennen will. Die Idee der Volkssouveränität ist in ihm gerade von soviel Gewicht als die von der Unverantwortlichkeit des Königs; beides bewährt sich in einem Staat strenger Gesetzlichkeit, wo die Macht des Gesetzes durch eine lange Geschichte fester gegründet ist als die Leidenschaft der Masse und der Egoismus der Sonderinteressen; beides ist eine leere Fiction in einem gesetzlosen Zustande, wo die Leidenschaft über die Formen dominiert.

Das Wesentliche in dieser Theorie der Volkssouveränität ist ihre negative Berechtigung. Man hat sich von dem Aberglauben des absoluten Staats so weit losgerissen, daß man dem König die Souveränität nicht mehr lassen will. Den Begriff der Souveränität selbst hat man aber nicht überwunden, man denkt sich über dem Organismus des Staats oder jenseits desselben noch immer ein unsichtbares Wesen, den Souverän, und es hilft Nichts, daß man diesen Souverän „Volk“ tauft. Er ist so eigenschaftslos wie der gute Gott des Rationalismus, darum aber nicht minder fremd und jenseitig. Alle neuen Formeln, die man dafür findet — Majorität, Emeute u. s. w. — heben die Jenseitigkeit nicht auf; wie der Gott nur in seinen Priestern, so erscheint das „souveräne Volk“ nur in seinen Demagogen.

Die Schwierigkeiten, diesen Souverän in *partibus infidelium* als eine moralische Person zur Erscheinung zu bringen, hat schon zu dem sonderbaren Resultat geführt, durch die Theorie der Volkssouveränität den Despotismus zu rechtfertigen. Hobbes vindicirte dem Volk das Recht der freien Selbstbestimmung, meinte aber, das Volk habe in einer jenseits der Geschichte liegenden Zeit eingesehen, daß die Ausübung dieses Rechts nur zu einem ewigen Krieg Aller gegen Alle führen könne, und darum habe das Volk, kraft seiner Machtvollkommenheit, die Ausübung seiner Souveränität dem Könige übertragen und diese Würde erblich gemacht, damit ewig Friede auf Erden sei! Eine solche Verewigung des Despotismus konnte nur bei der Voraussetzung einer absoluten Selbstbestimmung — also auch Selbstverpändung — des Volks gedacht werden, wie erst bei der im Protestantismus festgestellten Autonomie des Willens der Glaube an die Fähigkeit des Willens begreiflich wird, sich auf ewig dem Bösen zu veräußern. Man hat von liberaler Seite Hobbes heftig beschuldigt, aber viel anders ist es nicht, wenn man den consequentesten Despoten der neuen Geschichte, Napoleon, zum Repräsentanten der Volkssouveränität gemacht hat, weil er der Form nach aus der Wahl des Volks hervorgegangen war — des Volks der Bayonette.

Der tüchtige, kräftige Mann, der klüger ist und stärker als seine Mitbürger, — ein Cäsar, Cromwell, Napoleon, — ist noch der gesundeste Ausdruck dieses souveränen Willens. Wird auch die Freiheit unterdrückt, so geht wenigstens die Vernunft nicht verloren. Die Fiction eines vorhergegangenen Vertrages, der für das Gemeinwesen diesen Ausdruck gefunden, geht dann nebenher. Das Volk fühlt,

daß es regiert wird, und ist zufrieden. Ein Volk von leichterer Gesinnung wird geneigter sein, einer zugleich glänzenden und liebenswürdigen Erscheinung, einem Alcibiades, sich zu Füßen zu werfen.

Schlimmer ist es, wenn die Volkssouveränität im tugendhaften Demagogen ihren Ausdruck findet. Es ist das wieder eine religiöse Herrschaft, die zur Intoleranz und, wenn sie mächtig genug ist, zur Grausamkeit führt. Die Religion der Freiheit, wie sie neuerdings wieder gepredigt wird und deren Wesen darin besteht, daß man sich mit Bewußtsein einen Glauben setzt, dessen Gegenstand man nicht klar übersteht, einen Glauben an die Vollkommenheit der Menschheit, an das Walten der souveränen Vernunft in einer noch aber fern vorgestellten Zukunft u. dgl. — eine solche Religion leitet ebenso zum Fanatismus, als der unsinnliche Eifer für die Leiden des Gekreuzigten. Die Tugend, eine Art Inspiration des heiligen Geistes, wüthet gegen den Egoismus, d. h. gegen das Recht der individuellen Selbstständigkeit, wie die Orthodoxie gegen die Freiheit der autonomen Vernunft. Diese Religion der Tugend hat ihren Jesuitismus und ihre Casuistik wie das Christenthum; wer sich im Hochmuth seiner subjectiven Gewißheit des Guten über die Sittlichkeit erhebt und mit frecher Hand in den Lauf des Rechts eingreift, läßt seinen despotischen Gelüsten freieren Spielraum als selbst der Hierophant eines Baaldienstes. Wie populär diese Art der Selbstgewißheit ist und demnach wie gefährlich, kann man in dem ersten besten französischen Roman nachlesen. In den Mysterien von Paris ist Rudolf ein solcher Jesuit des Guten, der, wie Max Stirner richtig bemerkt, die Bösen zur Tugend verführt; sogar der unschuldige A. Dumas hat in seinem Monte-Christo ähnliche Anwandlungen. Diese „Verschwörer für die bessere Zeit“, diese Männer der fünften Monarchie, wollen die Menschen zur Freiheit und zum Glück führen, auch wenn sie darüber zum Teufel gingen; das Reich Gottes soll kommen und wenn die Welt darüber unterginge. Entweder ist das ein knabenhaftes Spiel mit Bildern, für die noch keine reelle Anschauung vorliegt, ein Spiel mit selbstgemachten Götzen, oder der Drang eines ehrgeizigen Gemüths, sich geltend zu machen mit der Idee eines Absoluten, die nur das eigene Bewußtsein verkörpert, und die lebendigen Menschen zu Marionetten dieses bedenklichen Theater-Unternehmens herabzusetzen. In der blutigen Realität des Terrorismus kann man das Gefährliche dieses ideellen Spiels kennen lernen und Stoff genug haben wir zu mehr als einem Robespierre.

Wenn die Centralisation die richtige Höhe erreicht, wenn das Volk, im Gegensatz gegen Bourgeoisie und Adel so genannt, d. h. die rohe Masse in den Hauptstädten, das Heft in die Hände nimmt, dann macht sich der eigentliche Demagog geltend, der Mann des Volks, der ganz „gemeine Kerl.“ Denn im Anfang nur stellt das Volk Aristokraten an die Spitze, die ihm Achtung abnöthigen; auf Perikles und Alcibiades aber folgt Kleon, der bei seinem Souverän das Ehrenamt verrichtet, ihm das schmutzige Hemd anzuziehen, wie die Hofleute des

absoluten Königs; der sich von ihm mit Füßen treten läßt, der ihm vorlügt und sich aus dieser Lüge eine Ehre macht, — man sehe die neuesten berliner Demagogen an —; der zu Zeiten den Hanswurst spielt und dessen Leitung darin besteht, daß er instinkartig die schlechtesten Leidenschaften der Masse wittert und dem Pöbel imponirt, indem er seine Gemeinheiten vorausnimmt. Wie ein solcher Demagog stürzt, hat schon ein aristokratischer Dichter des Alterthums, Aristophanes, in seinem Wursthändler geschildert, dem Nebenbuhler Kleons: nur durch einen noch gemeineren Wicht wird dieser Biedermann beseitigt und das Schreckensregiment der Volks-*Harlekine* löst sich in seinen eigenen Humor auf.

Ich komme auf den zweiten Artikel meines Katechismus:

## II. Die Gleichheit aller Menschen.

Die beiden Abstractionen der Freiheit und Gleichheit haben seit Ewigkeit in einem mehr oder minder lebhaft gefühlten Widerspruch gestanden. Aber erst heut zu Tage, wo man aus jeder Vorstellung ein Prinzip macht, ist man sich darüber zum vollen Bewußtsein gekommen. Man hat erkannt, die Freiheit sei eine aristokratisch gesinnte Göttin, die nur dem Mächtigen hold sei. Früher, wo eine Welt von Schranken die Bewegung des Geistes nach allen Seiten hin einengte, wo das Gesetz nur dem Starken diente, kämpfte Alles gegen die unnatürlichen Fesseln, und glaubte, wenn man ihm erst Luft verschafft, werde der Baum der Menschheit von selber lustig emporschießen. Man brach die Kästen, man hob den Unterschied der Stände auf; der Boden, früher nur alten Geschlechtern zinsbar, ward mit seinen Erzeugnissen der freien Concurrenz anheimgegeben. Selbst die Schranken zwischen den einzelnen Ländern fielen allmählig und in dem fröhlichen Wettstreit schien jede Kraft zu ihrem Recht zu kommen. Unter Gleichheit verstand man noch das gleiche Recht, seine Kraft zu gebrauchen, die Gleichheit vor dem Gesetz, welches das Uebermaß beschränkte.

Bald aber kam man dahinter, daß mit diesem formellen Recht für das Glück des Einzelnen nicht viel geschehen sei. Dem Schwachen, dem Dummen, dem Feigen kam die Freiheit nicht zu gut. Jeder Mensch aber solle glücklich sein, und da nur eine gewisse Summe von Glück auf Erden vorhanden sei, so müsse das Gesetz eintreten, das Maß des Glückes bestimmen und jedem Einzelnen sein bescheiden Theil zuwägen. Die Gleichheit geht nur hervor aus dem Terrorismus einer theokratischen Dictatur.

Woher schreibt sich diese Idee des Communismus, die sich wie ein Gespenst schattengleich über das bunte Leben der regsam strebenden Gesellschaft breitet, die alle Kraft des Einzelnen absorbiren will, um sie lehnsweise jedem Einzelnen wieder zu ertheilen! Der Schneider Weitling hat es halb im Späße ausgesprochen, es ist aber vollkommen wahr: aus dem Christenthum. Das Christenthum stellte zuerst die Lehre auf: alle Menschen sind gleich, alle gleich unwürdig

und erbärmlich, alle nach dem Bilde Gottes geschaffen, alle gleich sehr von ihrer Bestimmung abgehalten, alle durch den Opfertod Gottes erlöst.

Da auf Erden die Ungleichheit zu handgreiflich hervortrat, so bedingte ein solcher Glaube eine zweite Abstraction: das Leben hienieden ist ein Schein, ein Traum, eine Lüge; erst im Jenseits wird die Wahrheit des Lebens offenbar.

Aber auch der Schein hat eine gewisse Realität; wenn den Glücklichen und den Unglücklichen im Himmel gleiche Freuden erwarteten, so wäre es mit der Gerechtigkeit doch nichts; denn wenn auch das Leben hienieden ein bloßer Traum ist, die Träume quälen auch das Gemüth, und für solche Qualen hat der Mensch das Recht, im Himmel seinen Lohn zu nehmen.

Darum wurde gelehrt: selig die Armen, selig die Kindlein, denn ihnen ist das Himmelreich! Und: eher wird ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehen, als der Reiche in den Himmel. Wer mit seinem Herzen an die Freuden dieser Erde gebannt ist, der kann die himmlischen Freuden nicht kosten. Wer daher auf den Himmel Anspruch machen will, der werfe die irdischen Güter, Reichthum, Wissenschaft, Fleischeslust, Ehre u. s. w. von sich; er faste und kasteie sich, er werde einfältig wie die Kindlein, um als reine, abstracte Seele die Gleichheit herzustellen, die nur bei der vollständigen Eigenschaftslosigkeit zu denken ist.

Heut zu Tage will man von dem Himmel nicht viel wissen und darum hat man das Jenseits der vollkommeneren Welt auf die Erde verlegt; freilich auf eine Erde, wo jeder klimatische und locale Unterschied schwindet, wo die physischen und geistigen Kräfte des Menschen, ihre Neigungen, Bedürfnisse und Leidenschaften vollkommen gleich geworden sind. Die Spartaner, die eine ähnliche Gleichheit wollten, setzten stehende und unkräftige Kinder aus; vor diesem brutalen Verfahren bewahrt uns die christliche Humanität. Da man aber keinen bestimmten Weg zu jenem Reich Gottes auffinden kann, so bleibt nichts Anderes übrig, als die bestehenden Verhältnisse — das Reich des Unrechts und der Ungleichheit — fortwährend zu verwirren, um aus diesem künstlichen Fieberkampf die rechte Natur des Menschen sich entwickeln zu lassen.

Die abstracte Idee der Gleichheit stammt aus dem Christenthum, das reale Streben nach Gleichheit dagegen aus dem zeitlich bedingten Widerspruch zwischen der wirklichen Kraft und den Rechtsformen. Sobald die Bourgeoise, der dritte Stand, wie er in der Revolution genannt wurde, Macht, Bildung und Reichthum genug gesammelt hatte, um mit den höhern Ständen wetteifern zu können, opponirte sie gegen die nur noch historischen Vorrechte des Adels; und als den Proletariern die physische Macht ihrer Masse zum Bewußtsein gebracht war, erhoben sie sich gegen die Bourgeoise, gegen die Aristokratie des Talents, der Bildung und des Reichthums. In dieser Opposition haben sich zum Theil die alten Adligen mit dem Volke brüderlich vereinigt und schon vor der letzten Revolution wurde die Bourgeoise von beiden Seiten als eine Art Ungeheuer dargestellt, das alle wahren

Güter der Erde unersättlich verschlänge. Der Lazarone und der Bediente haben eher einen chevaleresken Anstrich, können sich eher mit dem Adel stellen, als der wohlhabige Bourgeois, der im Bewußtsein seiner materiellen Kraft von der ideellen, romantischen nicht viel hält.

Einer von den aufrichtigsten französischen Socialisten definiert den Staat als eine Anstalt zur Tyrannei Eines Standes. Königthum, Adel und Bourgeoisie haben jede ihren Tag gehabt, es sei nun Zeit, daß die Proletarier daran kämen. Freilich vergaß er dabei, daß die herrschenden Proletarier in nicht gar langer Zeit aus ihrem Stand her austreten und so doch wieder einen andern Stand zu Ehren bringen würden. Praktisch hat man bis jetzt nur in Frankreich versucht, einen Proletarier als solchen an die Spitze zu bringen, den Duvrier Albert: er hat sich aber gleich darauf Glacehandschuhe und Equipage angeschafft.

Man würde sich täuschen, wenn man nur dem specifischen Communismus die Tendenz zuschreiben wollte, die Menschheit in jedem Individuum zur Geltung zu bringen. Es ist die herrschende Idee der Zeit. Die einzigen Mittel, sie zu realisiren, sei Volkserziehung, ein rationelles Associationswesen und Communalfreiheit. Aber diese Wege führen nur langsam zum Ziel und befriedigen nicht die Ungeduld, die augenblicklich Alles so eingerichtet sehen will, wie es sein soll. So bleibt diesen Gleichheitsmännern zunächst nur der Neid gegen jedes Vermögen, weil dieses Vermögen nicht allgemein ist. So in den Ideen der politischen wie der socialen Gleichheit.

Das Gesetz soll die Willkür zügeln, dem Zuviel ein Maß auflegen, aber das Gesetz selber, als Erbtheil der Vergangenheit, gilt als reactionär. So soll denn das Gesetz, welches die Bestimmung hat, die Gleichheit hervorzubringen, hervorgehen aus einem Zustand, der eigentlich die Gleichheit schon voraussetzen mußte. Vorläufig kein Gesetz, sondern eine Freiheit wie in den Saturnalien, ein allgemeines Narrenfest, eine permanente Masquerade mit Aufhebung aller Arbeit! Der Erscheinung nach ist dieser Communismus mit den sophistischen Ideen des Egoismus, wie sie Max Stirner aufstellt, ziemlich identisch, wenn er ihnen auch principiell widerspricht.

Und nun ein radikales Niederreißen aller Schranken! Der Einzelne als solcher soll gelten, darum fort mit allen Verbindungen, die nur den Egoismus kräftigen! Zuerst ein Ostracismus gegen das übermäßige Talent, den übermäßigen Ehrgeiz! Aufhebung der Corporationen, denn sie sind exclusiv! Aufhebung der Provinzen, denn sie lassen Eigenthümlichkeiten zu, die nicht dem reinen Begriff der Menschheit angehören! Aufhebung der Communalfreiheit, denn sie setzt den Fluthen der univervellen Völkerwanderung Dämme in den Weg! Endlich Aufhebung der Staaten, denn sie sind die Spitze des Particularismus. Das Allgemeine erhebt sich nur auf den Trümmern des Besondern.

Dann geht es zu den socialen Reformen. Hier ist die Wurzel des Particu-

Iarismus, die Familie; sie darf nicht fortbestehen. Das Capital darf der reinen Arbeitskraft nicht in den Weg treten: Abschaffung des Geldes. Uebermäßige Kenntnisse, übermäßige Bildung führen zur Aristokratie; weg also mit den reactionären Wissenschaften! Man ist noch nicht aufmerksam genug gewesen auf die Aristokratie der Augen und Haare; Brille und Perücke sind freilich eine demokratische Einrichtung, aber auch sie kommen nur dem Vermögenden zu. Es ist viel abzuschaffen, ehe die Uniformität der fünften Monarchie eingeführt werden kann.

Ich weiß wohl, daß ein denkender Mensch, der sich mit der Entwicklung des abstracten Prinzips der Gleichheit beschäftigt, nie zu reinen Absurditäten kommen wird; aber jene Probleme werden ja auch als Köder gebraucht, die Masse aufzuregen. Der Masse imponirt nur die einseitige Consequenz, also die Absurdität.

Die Kuppel erhält das Gebäude durch den letzten Glaubensartikel:

### III. Die Einheit und Untheilbarkeit des Menschengeschlechts.

Hier genügt es, die einzelnen Sätze aufzuzählen.

1) Es darf kein Krieg sein, daher müssen die Staaten aufhören, denn an sie knüpft sich ein particuläres egoistisches Interesse, und die Leidenschaft, eine besondere Fahne geltend zu machen.

2) Die Staaten heften sich an die Idee der Nationalität; die Nationalität an die Sprachunterschiede, diese Unterschiede müssen aufhören, es muß eine Weltsprache eingeführt werden.

3) Die Regierung der Welt wird durch einen Völkercongreß geleitet. Um den Neuholländern und Patagoniern den schnellen Zugang zu erleichtern, werden über die ganze Welt Eisenbahnen und Dampfschifflinien geführt.

4) In der ganzen Welt Ein Recht, Eine Freiheit, Eine Republik.

5) Vorläufig verbinden sich die Gutgesinnten — Franzosen, Polen, Italiener, Tschechen und die deutschen Radikalen, die barbarische Welt zu erobern und sie dem freien Weltstaat einzuverleiben.

Wer diese Glaubenssätze im Allgemeinen annimmt, mag im Einzelnen wohlmeinend opponiren. Die Grenzboten sehen sich nicht in dieser Lage; sie werden fortfahren, so frech und unehrerbietig zu sein, als es sich mit ihrer „altmodischen Rococo-Eleganz“ irgend vertragen will. † †.

### Radetzky in Mailand.

Radetzky's Triumph über Mailand ist kein so großes Mirakel, wie der plötzliche Umschlag in der öffentlichen Meinung Deutschlands in Bezug auf Italien,